

Nr. 74. Bromberg, den 1. April 1932.

Joseph Haydn und wir.

Zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages am 1. April.

Von Dr. Karl Blessinger-München, Professor an der Staatlichen Akademie der Tonkunst.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so kommt den Feiern, die in diesem Jahre zu Ehren von Joseph Haydns zweihundertstem Geburtstage veranstaltet werden, eine tiefere Bedeutung zu, als dies bei solchen Anlässen gemeinhin der Fall ist und als dies im Jahre 1909, in dem ein Jahrhundert seit des Meisters Tod verflossen war, für das Haydnjubiläum zutreffen konnte. Gewiß bestand auch damals der beste Wille, über den Augenblick hinaus etwas Bleibendes zu leisten, das Bild des Meisters, durch eine einseitige und irreführende Legendenbildung verdunkelt, zu klären und zu vervollständigen, sein Werk in größerem Umfange als bisher dem lebendigen Musizieren nutzbar zu machen. Wenn diesem Wollen damals die Erfüllung nicht folgte, so liegt das zum Teil an der äußeren Ungunst der Verhältnisse — die damals begonnene große Gesamtausgabe von Haydns Werken blieb aus derartigen Gründen fast in den Anfängen stecken —, zum anderen Teil aber ist dafür die Tatsache bestimmend gewesen, daß die Grundeinstellung der Vorkriegszeit gegenüber der Musik keine wesentlich andere war als hundert Jahre vorher. Der Geist der Romantik ist es, der dieses Jahrhundert in der Musik fast ausschließlich beherrscht, anfangs fast unbewußt, doch mit gewaltiger Energie sich entfaltend, am Ende bewußt, doch mit merklich nachlassender Kraft gepflegt.

In den fast 80 Jahren seines Lebens hat Joseph Haydn als Mensch wie als Künstler eine Entwicklung durchmessen, deren Umfang geradezu einzigartig dasteht, zumal wenn man bedenkt, daß seine Schöpferkraft erst in den Mannesjahren sich entfaltet hat, erst an der Schwelle des Greisenalters zur letzten Vollendung gelangt ist. Als Sängerknabe bei St. Stephan in Wien fast noch im Geiste des 17. Jahrhunderts erzogen, in dem folgenden kummervollen Jahrzehnt, das er in Wien verbrachte, mit den Kunstformen einer absterbenden Generation in Verbindung gekommen, fand er mit seiner Anstellung als Kapellmeister beim Fürsten Esterhazy den Anschluß an das musikalische Leben seiner Zeit. Freilich war hier seine Stellung, dem Brauche der Zeit entsprechend, noch durchaus unfrei, sein Wirkungskreis verhältnismäßig eng; aber er wußte sich in steigendem Maße persönliche Achtung zu verschaffen, der die öffentliche Anerkennung auf dem Fuße folgte. Und als er, fast sechzigjährig, in England begeisterte Aufnahme erfuhr, da hatte er nicht nur sich und der deutschen Musik Weltruhm erworben, sondern auch als einer der ersten neben Mozart und Beethoven das souveräne Recht des freien Künstlers geschaffen, das in der Folge unantastbarer Glaubenssatz der Romantik werden sollte.

Aber eben damit, daß die entscheidenden Erfolge Haydns in die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens fielen, war sein Nachruhm scheinbar endgültig an die in dieser Zeit entstandenen Werke geknüpft, die in ihrer ganzen Haltung dem romantischen Bedürfnis nach Monumentalität am ehesten entgegenkamen. Wahrhaft volkstümlich geworden sind seine Oratorien, die „Schöpfung" und die „Jahreszeiten", schon etwas weniger seine Symphonien, die man als „Vorläufer" der großen Mozartschen und der Beethovenschen eben noch passieren ließ; und wie es mit Haydns eigenstem Gebiete, dem Streichquartett, bestellt war, das zeigt am besten eine verbürgte Anekdote aus der Zeit um 1820. Danach pflegte eine berühmte Quartettvereinigung zuerst ein Werk von Haydn, dann eines von Mozart, endlich eines von Beethoven zu spielen, wobei die zuhörenden Damen ihr Strickzeug mitzubringen nicht versäumten. Bei der ersten Nummer klapperten eifrig die Nadeln, bei der zweiten sank die Arbeit in den Schoß, um bei Beethoven weggepackt zu werden, eine Reihenfolge, an der sich auch nichts änderte, als die Spieler ihr Programm stillschweigend umkehrten! Geradezu schädlich für die Schätzung Haydns war der Umstand, daß seine Klaviersonaten, technisch ein hervorragendes Studienmaterial, im Unterricht bis heute in einem Stadium vorgenommen zu werden pflegen, in dem die entsprechende musikalische Reife noch gar nicht erwartet werden kann, mit dem Erfolge, daß sie nicht verstanden und später nicht wieder hervorgeholt werden. Den letzten Rest aber gab der Name „Papa Haydn", den ihm seine Schüler und Verehrer als Ehrentitel gegeben hatten und der in der Folge in mitleidig achselzuckender Betonung allgemein gebräuchlich wurde. Noch immer ist diese Auffassung von Haydns Persönlichkeit nicht ganz verschwunden, obgleich die Biographen längst festgestellt haben, daß die Energie, mit der Haydn zeit seines Lebens an sich gearbeitet hat, ihresgleichen sucht.

Aber eben deshalb blieb auch in Fachkreisen die Neigung bestehen, diejenigen unter Haydns Schöpfungen, die vor jener Zeit der vollen Reife entstanden, nur als mehr oder weniger interessante Durchgangsstadien zu beachten, sie historisch, nicht lebendig zu werten. Viele dieser Werke sind überhaupt erst jetzt in Archiven entdeckt worden, viele sicherlich noch ganz verschollen; daß aber gerade in unseren Tagen das Interesse an diesen Dingen wieder lebendig wird, das hat seinen tieferen Grund, der eben in den veränderten Anschauungen unserer Tage zu suchen ist. Die Nachkriegsgeneration hat sich mit betonter Geste von der Romantik und von allem, was dieser verehrungswürdig war, losgesagt, um ihre musikalische Befriedigung, wenn nicht in neuen Experimenten, so doch in der Kunst früherer Zeiten zu finden. Mehr und mehr aber nähert sich das Empfinden unserer Jugend dem der frühen Klassik, und da tut sich uns in den Werken des jüngeren Haydn geradezu ein neues Wunderland auf, das nicht nur jenseits alles philologischen Interesses ein Kunstgebiet von durchaus eigenartiger und selbständiger Erscheinungsform darstellt,

sondern auch dem heutigen Verlangen nach veredelter Unterhaltungsmusik, nach sogenannter Gebrauchsmusik, in ganz besonderem Maße Genüge tut. Und wenn wir bei den Haydnfeiern dieses Jahres vieles zu hören bekommen werden, was uns bisher unbekannt war, so können wir aus dem besprochenen Grunde zuversichtlich erwarten, daß davon das Meiste über diese Feiern hinaus lebendig bleiben wird, während es beim letzten Haydnjubiläum nach kurzem Scheinleben wieder verschollen wäre.

Die Schwestern.

Haydn-Erzählung von G. Hansen.

Im Jahre 1760 lebte Joseph Haydn in Wien und verdiente sich kümmerlich seinen bescheidenen Lebensunterhalt durch Stundengeben.

Der damals Achtundzwanzigjährige hatte unter seinen Schülerinnen auch die beiden Töchter des Friseurs Keller, dem Haydn sich zur Dankbarkeit verpflichtet fühlte, hatte jener ihn doch in Tagen der größten Not unterstützt. Der „hofbefreite Perückenmacher" Keller war ein stiller Mann, der die Musik liebte und vielleicht ein Ahnen von Haydns Größe besaß.

Joseph mußte sich bald gestehen, daß er Josepha liebte, die jüngere Tochter, die im Wesen dem Vater glich. Auch ihr gefiel der Musiker, und Keller hätte es gern gesehen, wenn Haydn sein Schwiegersohn geworden wäre.

Da geschah etwas Unerwartetes.

Josepha kam von einem Ausgang verstört nach Hause. Weder Haydn noch dem Vater vertraute sie an, was geschehen war. Sie überraschte nur am nächsten Tage beide mit dem Entschluß, als Nonne bei den Nicolaierinnen einzutreten.

Vater und Bräutigam versuchten, Josepha von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie beharrte darauf und fragte plötzlich unvermittelt, ob Haydn bereit sei, nach ihrem Eintritt in den Orden ihre Schwester Apollonia zu heiraten. Es sei dies die letzte Bitte, die sie ausspreche.

Es war nicht Haydns Art, sich dem Wunsche der beiden Menschen lange zu versagen. Er liebte Josepha und glaubte daher, ihr die Erfüllung dieser letzten Bitte nicht abschlagen zu dürfen, wenn diese gleich absonderlich genug war und die Gestaltung seines ganzen Lebens maßgeblich beeinflußte. Aber auch das Gefühl der Dankbarkeit gegen Keller bestimmte ihn, nach einigem Zögern Apollonia um ihre Hand zu bitten, ohne recht zu prüfen, ob sie, an der er bisher achtlos vorübergegangen, die Gattin sei, die sein Schaffen begreifen konnte und ihm Gefährtin und Helferin sein werde.

Am 26. November 1760 wurden Maria Anna Aloysia Apollonia Keller, damals einunddreißig Jahre alt, und der achtundzwanzigjährige Joseph Haydn in der Kirche St. Stephan zu Wien getraut; wenige Wochen zuvor war Josepha Keller als Nonne bei den Nicolaierinnen eingetreten.

Es ist wohl bekannt, wie unglücklich sich Haydns Ehe gestaltete. Menschen, die seine Frau kannten, nannten sie unverträglich, zänkisch, herzlos, verschwenderisch und eifersüchtig. Kinder wurden den beiden nicht geschenkt.

Haydn ging bewußt einer tiefen, inneren Einsamkeit entgegen. Aber vielleicht ist diese Einsamkeit zur Quelle seiner reichen, heute nach Jahrhunderten noch in unverminderter Frische sprudelnden Musik geworden. Er flüchtete aus seinem Heim, wo die Frau sich nicht scheute, kostbare Partituren von seiner Hand zu Pasteten-Unterlagen und Papilloten zu benutzen, sei es aus Unverstand, sei es, wie andere meinen, um Joseph zu quälen. Er flüchtete in die Natur hinaus, in den herrlich sich dehnenden Park von Esterhazy, der ihm Heimat wurde, in die Pußta und ihre große Einsamkeit, über der das eintönige Lied der Grillen wie ein Goldnetz hing, in dem sich sein sehnende Seele verfing, um zu genesen und die ewigen Weisen zu empfangen, die heute noch und alle Zeit das Glück der Stillen und Einsamen sind.

Er hat nur in ganz seltenen Augenblicken die Geduld und Langmut gegenüber Apollonia vermissen lassen. Er sprach, wenn in vertrautem Kreise die Rede auf die Gattin kam, von Leichtsinn. Einem Dankbaren, der für eine Gefälligkeit Haydns sich der Frau erkenntlich zeigen wollte, sagte er einmal: „Die verdient nichts, und ihr ist es gleichgültig, ob ihr Mann ein Schuster oder ein Künstler ist."

Bis in die letzten Lebensjahre der Frau hinein ertrug Haydn das Zusammensein mit seiner Gattin; man hat, nicht mit Unrecht, auf Haydns Ehe die Worte angewandt, die der junge Chrysander in Lessings „Der junge Gelehrte" seinem Vater gegenüber ausspricht: „Man wird es zugestehen müssen, daß ich keine andere Absicht gehabt als die, mich in den Tugenden zu üben, die bei Erduldung eines solchen Weibes nötig sind."

In Baden bei Wien, bei Haydns Freund, dem Lehrer Stoll, verbrachte Apollonia ihre letzte Lebenszeit, wohl in der Hauptsache, um die heilkräftigen Bäder gegen die Gicht zu gebrauchen, der sie am 20. März 1800 erlag.

Den Grund zu Josephas plötzlicher Abkehr von der Welt hat man nie erfahren; auch was sie zu der Bitte an Haydn bewog, welche die ganze Richtung seines Lebens beeinflußte, vielleicht aber auch zur Verinnerlichung und Reife des Meisters bedeutsam beitrug, blieb ein Geheimnis. Josepha und Joseph haben sich nie wieder gesehen.

In Haydns erstem Testament findet sich ein Vermächtnis: „Der Schwester meiner verstorbenen Frau, der Ex Non 50 Fl . . ."

Daß dieser Betrag später wieder gestrichen wurde, ist ein weiteres Glied in der Kette der Rätsel um Haydn und die Schwestern Keller, Rätsel, die eine vergangene Zeit unter dem grauen Mantel des Gewesenen verborgen hält.

Die Jungfernfahrt der Christabelle

Roman von Alfred Carl.

(6. Fortsetzung.)

„Na, also, habe ich unrecht?"

Jannulatos weist mit der ausgestreckten Hand schräg nach rückwärts in die Finsternis hinein: „Bitte, von dorther müßte das Licht des Leuchtturms von Malia auf uns zukommen, wenn wir richtigen Kurs hätten — eine andere Möglichkeit gäbe es gar nicht, ich kenne die Entfernung zwischen Metapan und Malia ganz genau. Wir sind draußen auf hoher See, wie ich Ihnen schon sagte — bitte, was hat das zu bedeuten? Die „Christabelle" hat eine genau vorgezeichnete Route — warum hält sie ihren Kurs nicht ein?"

Grenzdörffer ist jetzt offenbar überzeugt, scheint aber die Erregung des Griechen keinesfalls zu teilen.

„Noch einmal, mein lieber Jannulatos: wir sind doch keine Seeleute! Wer weiß, welchen Grund der Kapitän hat, mal ein paar Stunden vielleicht — von seinem Kurs abzuweichen. Er kann doch eventuell ein Schlechtwetter-Gebiet vermeiden wollen."

Wieder kann sich Jannulatos nicht versagen, etwas überheblich zu lächeln.

„Das haben Sie von Reportagen über Zeppelinfahrten, lieber Freund — das kann man im Luftschiff machen, aber nicht auf dem Meer. Ein Schlechtwetter-Gebiet ist bestimmt schneller als jedes Schiff. Außerdem —"

Er deutet mit der Hand zum bläulichen Sternenhimmel hinauf: „Wo ist hier schlechtes Wetter? Kein Wölkchen weit und breit, auch nicht das geringste Anzeichen für einen Umschlag — wir haben morgen und übermorgen wieder so strahlenden Sonnenschein wie heute, verlassen Sie sich darauf, ich bin schließlich in diesen Gegenden zu Hause und kenne das Klima. Nein, nein, Verehrtester — da ist etwas nicht in Ordnung mit der „Christabelle"!

„Aber was denn nur, mein Bester — eine Betriebsstörung, meinen Sie? Dann würde der Kapitän doch den nächsten Hafen ansteuern und nicht den Kurs vom Land weg nehmen."

„Selbstverständlich nicht — um so mysteriöser ist die Sache. Übrigens . . . sehen Sie denn die Unruhe und den Betrieb vorn auf der Brücke nicht? Kommen Sie, wir gehen mal etwas näher heran!"

Sie durchqueren den Tennisplatz und bleiben dann beobachtend in dem breiten Schlagschatten stehen, den das Kartenhaus auf das matt erhellte Bootsdeck wirft. Sämtliche Offiziere der „Christabelle" sind auf der Kommandobrücke versammelt, auch der Kapitän fehlt nicht — nicht einmal Ölsmann, dessen eigentliches Feld jetzt der Ballsaal wäre. Von ihrem Beobachtungsposten aus können die beiden Passagiere jetzt auch entdecken, daß der Scheinwerfer der „Christabelle" in Tätigkeit ist — er hat keinen allzu starken Strahl, und es ist ihnen achtern auf dem Bootsdeck nicht einmal aufgefallen.

Alle Offiziere haben Gläser in der Hand und benutzen sie oft, obwohl diese Instrumente mitten in der Nacht fast zwecklos sind.

Jannulatos und Grenzdörffer sehen auch den Funker mit einer Meldung auf die Brücke spritzen — beobachten dann, wie Lebram mit dem Navigationsoffizier ins Kartenhaus eilt . . .

„Vielleicht vergleicht er die Meldung, die eben einging, mit dem Standort", erklärt der Grieche.

Trotz der beherrschten Bewegung und der gedämpften Unterhaltung der Offiziere spürt man die dumpfe, fremdartige Erregung auf der Kommandobrücke der „Christabelle".

„Kommen Sie, wir passen den Funker ab!"

Damit zerrt Jannulatos seinen Begleiter über die schmalen Eisentreppen vom Bootsdeck aufs Oberdeck hinunter, wo vorn die Funkerbude liegt. Sie stellen den Mann vor der Tür — Jannulatos zieht seine Zigarettenschachtel heraus und fragt, was es eigentlich gäbe.

Der Funker wendet sich ihnen überrascht zu und greift mechanisch in den Karton. „Danke sehr — wie meinen Sie bitte? Ach so — nein gar nichts, nichts Besonderes, wirklich nicht — entschuldigen Sie mich bitte, meine Herren, der Dienst . . ."

Der Grieche mißt den Österreicher mit einem triumphierenden, rechthaberischen Blick — ein Kind hätte geradezu bemerken müssen, wieviel Erregung in dem Manne zitterte . . .

„Ja, Sie haben schon recht, Herr Jannulatos, irgend etwas ist nicht in Ordnung — aber Sie sehen ja, man sagt es uns nicht! Ich glaube, wir gehen jetzt am besten in den Tanzsaal zurück und lassen uns von alledem nichts anmerken — Sie sind hoffentlich der einzige auf der „Christabelle", der sich in dieser Gegend so genau auskennt — und morgen früh haben wir vielleicht längst wieder den richtigen Kurs..."

„Also Haltung, mein lieber Jannulatos — nichts geht über ein heiteres Gesicht in jeder Lage!" raunt Grenzdörffer dem Griechen noch einmal zu, als sie wieder in den lichtdurchsprühten Tanzsaal treten.

Von einer Minute zur andern holt er sein scharmantes Conferencier-Gesicht hervor — und kurz darauf schleift er Frau Lang-Müller nach dem Rhythmus eines Slow-Fox über das Parkett; sie hat ihn am Eingang mit einem heischenden Lächeln abgefaßt.

Nichts wäre an und für sich gegen das Heiterkeitsrezept des Herrn Josef Grenzdörffer zu sagen — manches aber vielleicht gegen seine Menschenkenntnis.

Wenn er Herrn Leonidas Jannulatos aus Soloniki wirksam zu Schweigsamkeit und darüber hinaus noch zu einer scharmanten Maske hätte veranlassen wollen, wäre er ihm besser auf den Fersen geblieben.

So bringt der Grieche, der die Gelegenheit, sich in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken, natürlich nicht vorbeigehen lassen kann, brühwarm seine Beobachtungen beim nächsten Tanz bei Dorit und beim folgenden bei Daisy d'Heribert an — was zur Folge hat, daß die ohnehin etwas wehleidige Frau d'Heribert schon in der Pause zwischen diesen beiden Tänzen einen Riesenschreck bekommt und nicht weniger als den sicheren Untergang der „Christabelle" vor Augen sieht . . .

In der nächsten halben Stunde versorgt Jannulatos noch andere Tische mit der Sensation — auch Reta und Al werden nicht von ihm verschont, schon um der günstigen Gelegenheit willen, Retas Interesse, und sei es auch mit einer Tatarennachricht, einmal fesseln zu können . . .

Ungefähr um zehn Uhr weiß die ganze Schiffsgesellschaft — bis auf den Spanier und seine drei Partner im Spielzimmer — daß die „Christabelle" von ihrem vorgezeichneten Kurs abgewichen ist . . .

Selbstverständlich schwirren sofort die irrsinnigsten Gerüchte auf. Sie laden die Atmosphäre des Ballsaales mit einer derart überhitzten Spannung, daß die Musik auf der Estrade um halb elf ein leeres Parkett zu Füßen sieht und ihre Instrumente einpackt — sämtliche Passagiere haben Beobachtungsposten auf dem Bootsdeck bezogen und ballen sich dort zu erregt debattierenden Gruppen zusammen. Auch die Pokerpartie Valdez ist bereits alarmiert, hat die Karten hingeworfen und das Bootsdeck gestürmt — die Gerüchte haben mit rätselhafter Sicherheit den Weg auch in die isolierte Atmosphäre der Pokerfanatiker gefunden . . .

Dabei sind wenig Anzeichen von irgend etwas Besonderem, Aufwühlendem zu entdecken . . .

Ungetrübt und mild spannt sich der ferne Sternenhimmel über der „Christabelle" aus, diamantschwarz und spiegelglatt ruht die See — nur die brodelnden Schaumwirbel am Heck und ein leises Zittern des riesigen Stahlkörpers, das man bisher nie spürte, verraten, daß die „Christabelle" mit voller Kraft das Meer durchschneidet . . .

Und vorne zittert schwankend und suchend das unheimliche Lichtband des weißen Scheinwerfers über die matt aufglänzende See . . .

An diesem Abend fällt es keinem von den Offizieren auf der Brücke ein, die paar Schritte bis hinter das Kartenhaus zu tun, um eine Erklärung zu bringen — trotzdem die Unruhe auf dem Bootsdeck — natürlich drängt sich alles vorne nahe der Brücke zusammen — keinem von ihnen entgangen sein kann.

Die einzelnen Gruppen sind mittlerweile zusammengerückt. Man ballt sich in kompakten Haufen um Jannulatos, der immer wieder erklären muß, aus welchen sicheren Anzeichen sich die Kursänderung schließen lasse . . .

Aber damit kommt man natürlich nicht weiter — daß der Kurs nicht stimmt, weiß man nun schon — und immer bohrender und drängender treiben Unruhe und Besorgnis die Frage nach der Ursache auf.

„Gehen Sie doch einmal nach vorne, Herr Fellnor — und fragen Sie!" entlädt sich fast gleichzeitig die auf die Spitze getriebene Spannung von mehreren Seiten; sämtliche hundert Passagiere sind einhellig der Überzeugung, daß Al Fellnor zu dieser Mission der Nächste ist, und daß er auch Auskunft erhalten wird.

Sofort löst sich Al bereitwillig von Reta und Frau Lang-Müller, mit denen er bis dahin zusammenstand.

Er betritt die Brücke und wendet sich an Lebram: „Wir halten den Kurs nicht, Herr Kapitän — die Passagiere sind in Unruhe — dürften wir Sie vielleicht um eine Auskunft bitten — etwas Ernstliches liegt doch hoffentlich nicht vor?"

Lebrams Hand fährt an die Mütze.

Jedem anderen Passagier gegenüber hätte er jetzt vielleicht mit knappster, energischer Höflichkeit von seinem Hausrecht auf der Brücke Gebrauch gemacht — Al Fellnor aber steht er auch in dieser Situation zur Verfügung. „Für die „Christabelle" besteht natürlich keine Gefahr, Herr Fellnor, das könnten sich die Passagiere schließlich selbst sagen — aber wir suchen nach einem Schiff, das schon seit einigen Stunden SOS-Rufe aussendet!"

Jähe Bestürzung zerreißt die Linien auf Fellnors jungem Gesicht. Unwillkürlich läßt er einen raschen Blick zum klaren Himmel gleiten . . . einen zweiten über die ruhige, so gar nicht bedrohliche See . . .

„SOS, Herr Kapitän — bei diesem Wetter . . .?"

„Oh, es gibt natürlich noch andere Ursachen für Hilferufe — ein Brand zum Beispiel. Die Funksprüche sind übrigens teilweise verstümmelt — die Positionsangaben sind ungenau, und wir wissen nicht einmal, mit was für einem Schiff wir es zu tun haben. Der Name „Pasadena" kam zweimal durch — so heißt kein Schiff, das regelmäßig das Mittelmeer befährt. „Pasadena" ist eine kalifornische Stadt — wir vermuten also, daß es sich hier um eine amerikanische Luxusjacht handelt. Jedenfalls ist es nur ein kleiner Kasten — die Funkstation arbeitet schwach. Ob wir das Schiff jetzt in der Nacht überhaupt finden werden . . ."

Lebram hebt zweifelnd die breiten Schultern —

„. . . die Positionsangaben sind, wie gesagt, nicht genau und wechseln auch rasch. Offenbar macht das Schiff also noch Fahrt — aber wir stellen unseren Standort alle paar Minuten fest und müßten eigentlich in unmittelbarer Nähe sein.

Trotzdem, mitten in der Nacht — fraglich bleibt es immerhin... Bei Tagesanbruch haben wir sie natürlich bestimmt."

Al sucht mit schnellem Rundblick das dunkle Meer ab. „Ich sehe auch noch gar keine Lichter von anderen Schiffen, Herr Kapitän — die Rufe müssen doch auch anderweitig aufgefangen sein."

„Wir sind augenblicklich in einem wenig befahrenen Teil des Mittelmeeres, Herr Fellnor — zwischen dem Peloponnes und den Inseln im Ägäischen Meer gibt es fast nur Nahverkehr — und die afrikanische Küste der Cyrenaika, auf die wir augenblicklich zuhalten, hat keine größeren Häfen. Aber bis morgen früh sind natürlich noch mehr Schiffe heran — wir waren wohl die nächsten, als die ersten Rufe kamen, und ich hoffe auch, daß ich die „Passadena" finde. SOS-Rufe passen freilich schlecht in das Reiseprogramm eines Luxusschiffes, Herr Fellnor" — das großflächige, gerade Gesicht des Kapitäns versuchte sich vergeblich in einem verbindlich-entschuldigenden Lächeln — „aber hier handelt es sich um eine selbstverständliche Pflicht. Ich will den Passagieren die Sachlage übrigens auch persönlich erklären . . ."

„Aber bitte, Herr Kapitän, wenn Sie keinen Kopf dazu haben, nehme ich Ihnen das gerne ab."

Lebram macht keinen Hehl aus seiner Erleichterung. „Vielen Dank, Herr Fellnor — allerdings, ich verlasse die Brücke jetzt sehr ungern . . ."

Wieder fährt seine Hand an die Mütze, seine Hacken klappen zusammen.

Al Fellnor eilt jetzt mit der Aufklärung zu den Passagieren, die sich hinter dem Kartenhaus zusammenballen — so weit ihre persönliche Sicherheit in Betracht kommt, muß sie ihnen ja Beruhigung bringen. Sofort schließt man ihn von allen Seiten ein und reißt mit fordernden Blicken die Worte von seinen Lippen. Ein deutlich hörbares Aufatmen von vielen Seiten zeigt, daß sich die Kurve der Fieberspannung steil nach unten gesenkt hat.

Doch schon wenige Minuten später treibt die neue Erregung wieder empor: Flackernde Sensationslust, eigenartig gemischt aus kalter Neugier und heißem, ziellosem Mitgefühl zerrt jetzt an den Nerven der hundert aufgeschreckten Menschen — wieder fliegen durcheinanderschwirrende Vermutungen und Befürchtungen, Berichte von abenteuerlichen Katastrophen von Mund zu Mund . . .

Wenige sind es nur, die in dieser Spannungsnacht auf der „Christabelle" Schlaf finden.

Die gesamte Besatzung bleibt in Alarmzustand — man muß ja jeden Augenblick mit dem Aussetzen der Boote zu einer Rettungsaktion rechnen. Der weitaus größte Teil der Passagiere hält den Tennisplatz auf dem Bootsdeck besetzt und harrt dort die ganze Nacht hindurch aus; die Stewards müssen alle verfügbaren Rohrstühle nach oben schleppen.

Wem von den älteren Passagieren das stundenlange Stehen an der Reling und im Laufe der Nacht fühlbar werdende Kälte zu beschwerlich sind, wacht, in Plaids und Decken gewickelt, in den Stühlen . . .

Der Schiffsarzt, den man bisher kaum beachtete, weil niemand seine Dienste brauchte, hat sich an Prof. Cederblom gewandt und den berühmten Kollegen aus Upsala um Unterstützung gebeten, falls das Ausmaß der Katastrophe, mit der man hier rechnen muß, es verlangen sollte.

Nur ganz vereinzelte Passagiere haben ihre Kabinen aufgesucht.

Nach wie vor streut der Scheinwerfer sein fahles, suchendes Geisterlicht über den grünlich aufblinkenden Spiegel der See.

Immer wieder werdenFerngläser gegen die schwarze Wand der Nacht gerichtet, immer wieder prescht ein Mann aus der Funkerkabine über die Eisenleiter hinauf, bringt wohl einen neuen Hilferuf und hetzt den Kapitän zur Nachprüfung des Standortes ins Kartenhaus . . . .

Doch die Nacht durchläuft Stunde um Stunde der Dunkelheit — die „Pasadena", deren SOS-Rufe immer wieder durchkommen, ist noch nicht gefunden.

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik

25 060 Kilometer in der Sekunde.

In mattem Lichte, gleich der Milchstraße, schimmern am Sternenhimmel zahlreiche mehr oder weniger ausgebreitete wolkenartige Nebelgebilde. Zu den größten Nebeln des Sternenhimmels gehört der große Orionnebel. Die Astronomen der größten Sternwarte der Welt, des Mount Wilson Observatoriums in Kalifornien, untersuchten kürzlich ein Nebelgebilde im Sternenbild des Löwen. Sie konnten dabei feststellen, daß dieser Nebel sich in der Sehrichtung mit einer ungeheuren Geschwindigkeit von 19 700 Kilometer in der Sekunde bewegte. Mit dieser Geschwindigkeit schien der „Löwennebel" den Rekord im Weltall geschlagen zu haben. Aber schon meldet Prof. Edwin Hubbel, daß ein anderes Nebelgebilde im Sternbilde der Zwillinge eine noch größere Geschwindigkeit aufweist. Dieser Nebel bewegt sich mit etwa 25 000 Sekundenkilometer durch den Weltenraum, d. h. etwa tausendmal so schnell wie die Sonne, die eine Geschwindigkeit von „nur" 20 Kilometer in der Sekunde entwickelt. Man kann sich eine Vorstellung von der Entfernung dieses Nebelgebildes von unserer Erde machen, wenn man bedenkt, daß seine schwache Lichtausstrahlung die Linse des Fernrohres erst nach etwa 135 Millionen Jahren erreicht. Das größte Teleskop der Welt, die Hundert-Linse im Observatorium von Mount Wilson, besitzt eine Reichweite von etwa 140 Millionen Lichtjahren. Der Zwillingsnebel liegt also an der äußersten Grenze des Sehfeldes. Auffallend ist die Tatsache, daß die meisten Nebelbildungen, die an der Grenze des sichtbaren Weltalls liegen, sich stets in der Sehrichtung bewegen, d. h. die Himmelskörper strömen auseinander. Dieses merkwürdige Phänomen bedeutet, daß das Weltall keinesfalls als geschlossener gewaltiger Kreis dasteht, in dem sich die Himmelskörper in der Art eines „perpetuum mobile" bewegen. Im Gegensatz zu dieser allgemein verbreiteten Auffassung entwickeln die Himmelskörper eine zentrifugale, d. h. eine vom Mittelpunkt fortstrebende Kraft. Philosophisch betrachtet bedeutet dies, daß das Weltall dem Untergange geweiht ist.

Lustige Rundschau

Billiges Pflaster.



„Ich sage euch, Kinder, in Berlin kann man sein Glück machen. Als ich nach Berlin kam, hatte ich lumpige drei Märker in der Tasche."

„Und heute?"

„Heute? Heute habe ich meine guten dreitausend Mark Schulden!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.